

Lisboa

Es gibt drei Sender, die ich nachts einstelle. Ich mache es mit geschlossenen Augen und ausgestrecktem Arm, als ob ich jemandem das Fenster öffnete. Einer dieser Sender, den man aus vielerlei Gründen als *erbaulich* bezeichnen könnte, sendet abwechselnd Heiligenlegenden und von jungen Kaplanen komponierte Lieder. Gestern, als ich nicht schlafen konnte, habe ich eine sehr kenntnisreiche Exegese des Hohelieds der Liebe gehört, und danach, nachdem der Moderator ein paar Worte darüber gesprochen hatte, dass dem Liebenden die Erlösung sicher sei, erhob sich ein Kinderchor: süßer, rührender und überzeugender als jede Predigt. „Veni Sancte Spiritus“: so lauteten die Anfangsworte. Bei diesen Worten und bei diesen Klängen fühlte ich mich *naturaliter* als Christ. Als jemand, der aus Gründen der Kultur und der Tradition Christ ist, frage ich mich jedoch auch, wie man eine derart poetische und reine Anrufung zu einem Instrument degradieren kann, das den irdischen Unternehmungen *Wert* verleihen soll. Allerdings stelle ich mir diese Frage als jemand ohne jegliche Autorität, der bloß versucht, den Zeichen eine Bedeutung abzuringen. Und von einigen Zeichensystemen möchte ich nun auch sprechen.

Wenn ich sagte, ich hätte während des Abessinienkrieges die Volksschule in Lissabon besucht, dann würde mir niemand glauben, denn in diesen Jahren durften nur Reiche und Emigranten Italien verlassen, oder in ganz seltenen Fällen Facharbeiter, die von befreundeten oder neutralen Ländern angefordert wurden. Und mein

Vater, der wie sein Vater und sein Großvater Fassbinder war und als einziger in dieser Region ein Fass zu hundert Hektoliter bauen konnte, das bei der Kollaudierung keinen einzigen Tropfen verlor, wurde eingeladen, die Anlage einer großen portugiesischen Destillerie zu überprüfen.

In Monfalcone gingen wir an Bord eines großen Frachtschiffes, das nur Melasse transportierte. Für mich war es ein großes Abenteuer, und das blieb es auch während der vielen Jahre danach. Meine Mutter flickte an Bord die Kleider der zwölf Besatzungsmitglieder, und mein Vater, der sein Werkzeug mitgenommen hatte, reparierte die Kabineneinrichtung. Ich sah derweil auf der Kommandobrücke dem Kapitän zu, der mich ins Herz geschlossen und mir sogar beigebracht hatte, wie man den Kurs bestimmt. Mit dem Sextanten hingegen erwies sich der Vorgang als schwieriger. Ich begriff nur, dass es eine geheimnisvolle Verbindung zwischen den Sternen und dem Horizont gab. Für den Rest sorgte die Fantasie; so stellte ich mir im Morgengrauen mit ein paar Holzstückchen und einem durchlöcherten Karton meinen eigenen *Schiffsort* her. Von diesen außergewöhnlichen Tagen auf dem Meer behielt ich jedenfalls die Gewohnheit bei, jeden Morgen bei Sonnenaufgang aufzustehen.

In der Adria liefen wir in drei oder vier unbekannte Häfen ein. In der Reede warfen wir den Anker aus, und ein Ruderboot brachte einen Teil der Mannschaft an Land. Bei einer dieser Gelegenheiten brachte mir der junge Matrose, den ich auf der Brücke gesehen hatte, bei seiner Rückkehr ein Körbchen mit Mandarinen mit; er sagte, sie stammten aus seinem Garten. Eines Tages, in der Meerenge von Sizilien, brach die Hölle los. Am frühen Nachmittag verdunkelte sich der Himmel, und ein heftiger Wind begann Wellen aufzutürmen, die das Deck des Schiffes der Länge nach überschwemmten. Und obwohl wir am Oberdeck untergebracht waren, verdunkelten die Wellen, die sich an der linken Seitenwand des Schiffes brachen, die Bullaugen. Meine Mutter drückte mich, den Rosenkranz in der Hand, eng an sich, während mein Vater, der für gewöhnlich ganz in seine Gedanken versunken war, hin und wieder ein nicht sehr überzeugendes Lächeln andeutete. Plötzlich ging die Tür der Kabine

auf, als ob der Wind sie aufgerissen hätte, und der Kapitän, der sich am Türpfosten festhielt, sagte zu uns: „Nur mit der Ruhe, es ist alles in Ordnung. In einer halben Stunde ist alles vorbei. Passen Sie bloß auf, dass das Kind nicht hinfällt.“ Das Kind war ich. Dann ging er davon, so würdevoll wie ein Schutzpatron.

Nach zehn Tagen auf hoher See fuhr „Orfeo II“ – so hieß das Schiff – in den Hafen von Cadiz ein. Und hier legten wir zum ersten Mal am Kai an. Wir gingen an Land, um etwas zu besichtigen, das mir wie ein riesiger Keller vorkam. Vielleicht ist mir deshalb trotz der Helligkeit eine düstere Atmosphäre in Erinnerung geblieben: wie von einem baltischen Hafen, den ich vielleicht im Traum gesehen oder den mir ein melancholischer Reisender beschrieben hatte. Aber vielleicht hatte sich das Bild auch nur deshalb in mir festgesetzt, weil ich an diesem Abend einen Haufen Haifische mit aufgerissenen Mäulern und erstarrtem Blick gesehen hatte, durch deren Köpfe man lange Hanfschnüre gezogen hatte. Früh am Morgen fuhren wir weiter nach Lissabon. Der Tag war heiter, und es wehte eine kühle Brise vom Land, die die an Deck zum Trocknen aufgehängten Hemden der Matrosen bauschte. Ich erinnere mich, dass mir der Kapitän „offiziell“ mitteilte, wir hielten geradewegs auf Cabo Faro zu. Wir fuhren in einer geraden Linie über den Golf, und bei Sonnenuntergang passierten wir bereits das Vorgebirge von São Vicente. Von Bränden verwüstete Hügel, hin und wieder eine Windmühle, und hier und dort in den Stoppelfeldern verstreut graue Olivenhaine. Als am Himmel die ersten Sterne auftauchten, fuhren wir bereits Richtung Norden.

Inzwischen konnte ich die Seekarten so gut lesen wie ein Bootsjunge; mit dem Kompass ermittelte ich die Entfernung, die zehn Seemeilen entsprach, und übertrug sie auf die Karte, auf die der diensthabende Offizier den Kurs eingezeichnet hatte. Das war ein wunderbares Spiel. Nach Cabo Espicher fuhren wir auf Sicht, und gegen zehn Uhr morgens, während ich mit dem Fernglas die öde Praia do Sol erkundete, fuhren wir in die Bucht von Lissabon ein.

Große Aufregung an Bord. Mein Vater hatte schon früh sein Werkzeug eingepackt, und als zu unserer Linken der große, auf drei

Seiten von klassizistischen Gebäuden begrenzte Platz auftauchte, mit der Mole und den beiden großen Pfeilern davor, sagte meine Mutter, die auf dem Oberdeck am Heck stand, zu mir: „Schau, ist das nicht unglaublich, es ist, als wären wir nach Triest zurückgekehrt.“ Worauf sich ihre Augen mit Tränen füllten.

Heute, im Abstand von vielen Jahren, denke ich, dass sich meine Mutter am Ende einer in vielerlei Hinsicht anstrengenden Reise beim Anblick einer traumhaften Wirklichkeit wie dem Hafensplatz in Lissabon (der wie ein Spiegelbild der Piazza von Triest scheint), ganz plötzlich in die glücklichsten Jahre ihres Lebens zurückversetzt fühlte.

Meine Mutter war am 20. Juni 1898 in Triest zur Welt gekommen, dreiunddreißig Jahre bevor sie in ein befreiendes Weinen ausbrach.

Als ich nach Italien zurückkehrte, war alles unverändert. Und so war mein Erlebnis, nachdem ich meinen Freunden davon erzählt hatte, bald nur noch eine blasse Erinnerung. Bloß mein Lehrer, ein äußerst fantasiebegabter Mann aus Apulien, wollte Genaueres über meine Reise wissen. Von diesem Augenblick an begann er mir sogar besondere Aufgaben zu stellen. Eine bestand darin, auf in Felder unterteilte Tafeln die wichtigsten Momente der langen Überfahrt darzustellen, während ich mich an den *Sabati fascisti*, an denen wir für gewöhnlich in Uniform aufmarschierten, von nun an dem Leben des Duce widmen musste. Ich zeichnete sein Haus in Predappio, die Trockenlegung der pontinischen Sümpfe, die *Battaglia del grano* und so weiter. Am Unterricht, sagte man mir, könne ich ja trotzdem teilnehmen.

Dem Religionslehrer war das nicht sehr recht, aber nicht er hatte das Sagen, sondern der Lehrer, und der ging am Wochenende immer zum Verbandsführer, um Bericht zu erstatten. Meine zweite Aufgabe hingegen betraf das Privatleben des Lehrers, der mich oft losschickte, um einen Brief in den Postkasten zu werfen, Steuern zu bezahlen oder irgendetwas in der Drogerie zu besorgen. Manchmal musste ich sogar zu einer Bank gehen, die von der Schule nicht weit entfernt war, und dort kleinere Summen einzahlen. Diese Aufgabe erfüllte

mich natürlich mit großem Stolz, obwohl ich dabei auch eine leise Unruhe empfand. Aber nicht wegen der beiden Bankangestellten, die sogar sehr freundlich zu mir waren, sondern wegen der doppeldeutigen Aufschrift über dem Eingang. Tatsächlich betrat ich die *Banca Cattolica* – neben der *Cassa rurale* die einzige Bank im Dorf – jedes Mal mit demselben aufrichtigen Gefühl der Reue, wie wenn ich am Sonntag durch das Kirchentor trat.

Mit diesen Worten klingt die Geschichte lächerlich. Aber wenn mir von den unendlich vielen Geschichten eines Lebens noch immer diese kindliche Befangenheit in Erinnerung geblieben ist, bedeutet das wohl, dass der Name der Bank sich an prominenter Stelle meinem Hirn eingepägt hat, als ob die Bronz Buchstaben (mit den entsprechenden Phonemen in der bedeutsamen Reihenfolge, von der ich spreche) sich in das Gewebe meiner Hirnrinde eingebrannt hätten. Wobei die Frage offen bleibt: aus welchen Gründen? Aus Gründen, die sich aus dem Sinn oder aus der Form dieser Aufschrift ergeben? Das frage ich mich noch heute, denn seitdem ich einige Untersuchungen speziell zu dieser Frage angestellt habe, hege ich den Argwohn, dass in einer Höhle meiner rechten Gehirnhälfte, genau im Zentrum der räumlichen Wahrnehmung nicht alles so funktioniert, wie es sollte. Das denke ich nunmehr seit Jahren, obwohl ich im Lauf der Zeit die Sache auch manchmal vergessen habe.

Dem muss ich hinzufügen: Ich bin – keine Ahnung warum – Linkshänder. Und ich weiß auch, dass alle, die diese Anomalie aufweisen, ein wenig verdächtig sind. Mittlerweile liegen die Dinge zwar ein wenig anders, weil einige Wissenschaftler herausgefunden haben, dass dieser Makel durchaus keinen „geheimnisvollen“ Ursprung hat, sondern dass es gewisse neuroanatomische Unterschiede zwischen dem Hirn der Linkshänder und dem der normalen Menschen gibt. Einer dieser Unterschiede besteht darin, dass die beiden breiten Furchen, die die Gehirnhälften durchqueren (und die von der Seite sichtbar sind, so wie die Mondtäler von einem *explorer* aus zu sehen sind) und die den Schläfenlappen vom laterofrontalen Lappen trennen (beziehungsweise sie miteinander verbinden, je

nachdem) und sich dann parallel zum Silvio-Aquädukt verengen, beim Linkshänder zwar nicht identisch, aber doch ihr jeweiliges Ebenbild sind. Beim Linkshänder. Während bei den beiden Gehirnhälften eines Normalen eine offensichtliche Asymmetrie festzustellen ist: sowohl was den Verlauf der horizontalen Furche betrifft – die sich in der rechten hinteren Gehirnhälfte immer mehr nach oben krümmt –, als auch was die Lage des Aquädukts anbelangt, das im Gegensatz zur linken Gehirnhälfte fast an der höchsten Stelle liegt. Und hier muss man für Genauigkeit sorgen, sonst wären die Normalen andersartig und die Andersartigen, wie ich einer bin, wären normal. Um das Labyrinth wieder zu verlassen – bei den Hirnwindungen weiß man zwar, wann man hineingeht, nicht aber, wann man wieder austritt – möchte ich eine Geschichte erzählen, die sich wirklich zugetragen hat.

Als Kind spielte ich immer mit einem Schulkameraden, der zwar sympathisch, aber schweigsam war und alle Vogelneester in den Wäldchen rund um mein Elternhaus kannte. Eines Tages fand ich heraus, dass er Epileptiker war. Und zwar, weil er in der Schule während der Religionsstunde einen Anfall hatte, bei dem ihm Schaum vor den Mund trat. Dem Kaplan, dessen Bruder gerade seine Ausbildung an einem neuropsychiatrischen Institut in Los Angeles vollendete, ging das Schicksal des Jungen zu Herzen und er sorgte dafür, dass dieser, als seine Anfälle lebensgefährlich wurden, mit Hilfe des Bischofs in das amerikanische Forschungszentrum überstellt wurde. Um ihn zu retten, mussten die Ärzte einen chirurgischen Eingriff vornehmen, dessen Ausgang ungewiss war. Sie unterbrachen die Verbindung zwischen seinen Gehirnhälften.

Nach der Operation schien der Junge völlig geheilt zu sein; abgesehen davon, dass von diesem Augenblick an die beiden Hälften seines Gehirns sozusagen unabhängig voneinander zu denken begannen. Forderte man den wie durch ein Wunder geheilten Jungen zum Beispiel auf, mit der rechten Hand ein Heft zu berühren, war er imstande, dieses hervorragend zu beschreiben – aber nur mit der linken Gehirnhälfte, wo die Natur das Sprachzentrum angelegt hat. Drückte man ihm allerdings das Heft in die linke Hand, konnte die

rechte Hälfte die Wahrnehmung nicht mit Worten, sondern nur auf formaler Ebene zum Ausdruck bringen, etwa indem er auf Dinge zeigte, die in Zusammenhang mit dem Heft standen, wie die Füllfeder, die Tinte oder auf irgendeinen Tintenklecks. Mit einem Wort, die Sprache des Jungen war über Nacht bildhaft geworden.

Diese Geschichte hatte eine merkwürdige Wirkung auf mich. Ich begann nämlich mein Hirn auf dieselbe Weise zu sehen, wie ich untertags meine Hand sehe, oder sogar noch besser, denn manchmal, vor allem im Frühling, sehe ich es sogar mit geschlossenen Augen vor mir. Auch heute noch kann ich nicht anders: Wenn ich ins Bett gehe, muss ich in der Dunkelheit den Lichtpunkten folgen, die hier und dort auf der Hirnrinde auftauchen. Manchmal sehe ich am äußersten Rand dieser inneren Galaxie (die sich – wie mir scheint – seitlich der Augäpfel, aber immer noch außerhalb jedes möglichen Gesichtsfeldes befindet) merkwürdige Explosionen, die einen Augenblick lang die absolute Dunkelheit erhellen. Dann taucht aus diesem Tintenmeer langsam eine Unmenge zitternder Laternen auf, so wie man sie zum Nachtfischen verwendet ...

Aber, um den Faden nicht zu verlieren, würde ich sagen, dass das, was mich am meisten neugierig macht (und was mich am meisten beunruhigt) nach wie vor die Verbindung meiner beiden Gehirnhälften ist.

Vor allem deshalb, weil in der rechten, wie ich bereits gesagt habe, etwas nicht funktioniert: vielleicht nur eine winzige Kleinigkeit, ein defekter Signalgeber, ein Schalter, der sich nicht im richtigen Augenblick umlegt ... Am besten, ich sage es ohne Umschweife: Irgendetwas hindert mich daran, mir die Gesichter der Menschen zu merken, selbst jener, die ich oft sehe.

Ein schönes Schlamassel! Außer die Form eines Gesichts nimmt für mich aufgrund meiner Berufskrankheit einen Sinn an. Und das verursacht Probleme, Zweifel und peinliche Situationen jeder Art. Wenn ich ein Lokal betrete, wo mich die Menschen so freundschaftlich begrüßen wie jemanden, den man jeden Tag sieht, komme ich mir vor, als wäre ich als Greis zum ersten Mal auf die Welt herunter gestiegen. Und um keinen Argwohn zu erwecken, stelle ich dann

detektivische Fragen, die für die anderen wohl von einer erschreckenden Banalität sind: „Wo haben wir uns zum letzten Mal gesehen?“ „Wo wohnst du jetzt?“ usw. Hin und wieder hält die Antwort eine nützliche Information für mich bereit, aber auch die Bestätigung meiner nicht zu korrigierenden Andersartigkeit.

Ich glaube, der Grund für diese Absonderlichkeit ist darin zu suchen, dass ich als Linkshänder den anderen oft die linke Hand gebe, während mir mein Gegenüber, das davon nichts weiß, die rechte Hand hinstreckt. Die anderen wissen nicht (oder haben vergessen), dass Hand und Hirn gegenseitig und kreuzweise Informationen austauschen und dass diese Beziehung, wie ich sage, transsubstanzieller Natur ist. Aber da ist noch etwas, was die Sache noch komplizierter macht. Auch ich habe manchmal den Eindruck, meine Brücke sei in der Mitte entzweigebrochen oder einfach beschädigt oder von einem Virus angegriffen; mit einem Wort, ich habe das Gefühl, zwei Hirnhälften zu besitzen, die die Welt auf unterschiedliche und voneinander unabhängige Weise lesen. Das hieße, dass ich von den anderen mit der rechten Hand gelesen und somit von ihrer linken Gehirnhälfte entziffert, analysiert und (in meiner physischen und psychischen Ganzheit) mit Worten beschrieben werde, während die Menschen, denen ich begegne, mit der linken Hand gelesen und somit von meiner rechten Gehirnhälfte nur in ihrer räumlichen und somit formalen Dimension wahrgenommen werden. Sofern wie gesagt die Form eines Gesichts nicht auf wundersame Weise einen Sinn transportiert.

Mit einem Wort, der angenommene Defekt meiner rechten Gehirnhälfte betreffe genau die Unfähigkeit, ihrem Gefährten auf der linken Seite die Informationen zu überliefern, die notwendig wären, um sein Verhalten zu kompensieren.

Wenn ich also eine Klangsonde in die Dunkelheit meiner Erinnerungen hinablassen müsste, würde ich die in der Mitte unterteilten Phoneme des Ausdrucks „Banca Cattolica“ heraufholen, die für mich auf so zweifelhafte und perfide Weise unentschieden waren zwischen Sinn und Klang. Damals bat ich niemand um Erklärungen, nicht einmal meine Mutter, weshalb ich lange ein unaussprechbares

Unbehagen mit mir herumtrug: verursacht von dem skandalösen formal-semiologischen Inzest, dem ich als Kind beiwohnen musste, ohne dass der kritische Verstand mir sagen hätte können, welche Gewalt die Welt auf diese Weise auf mich ausübte. Und psychische Gewalt infolge von Gleichgültigkeit ist die schlimmste von allen.

Eines möchte ich jedoch klarstellen: Ich spreche nicht als Moralist.

Gewiss, nicht einmal damals, als ich zur Bank ging, um das Geld meines Lehrers einzulegen, war ich so dumm zu glauben, dass es sich um die Bank Gottes handelte, aber ich nahm doch an, dass sie in irgendeiner Beziehung zu der Religion stand, die man mir in der Religionsstunde beibrachte. Bis ich in Lissabon, auf der Fassade eines Gebäudes, das so beeindruckend war wie eine Kirche,

BANCO ESPIRITO SANTO I COMERCIAL DE LISBOA

las, und die Goldlettern der Aufschrift, auf die vielleicht ganz plötzlich ein Sonnenstrahl gefallen war, zu einer Wolke aus Licht zerstoben, was gleichzeitig einer Explosion des Sinns gleichkam. So entlarvte das Bindewort „I“ (und), das eine Verbindung zwischen Espírito Santo (Heiliger Geist) und Comercial (des Handels) herstellte, ein stilistisches System, das so tat, als wolle es einfach einen überirdischen Sonnenuntergang genießen. Genau in diesem Augenblick wurde mir klar, dass ich jahrelang auf zuerst unabsichtliche und dann durchaus gewollte Weise etwas verdrängt hatte, das immer entziffert werden wollen. Wenn ich die Sache jetzt in Angriff nehme, heißt das, dass der richtige Augenblick gekommen ist.

Die Aufschrift „Banca Cattolica“ hat sich in meiner Vorstellungswelt immer dargestellt wie ein Adler, allerdings nicht in dem Augenblick, in dem er sich in das Azurblau des Himmels aufschwingt, sondern in dem er gefangen wird, sich im Netz verstrickt. Man fängt den Adler, um ihn aus der Nähe zu betrachten, um seine Struktur zu untersuchen, Änderungen anzubringen ... Auf diese Weise verliert er zwar hin und wieder seine (formale) Integrität, weil er zu sehr manipuliert wird, erhält aber einen Sinn. Bezie-

hungsweise es offenbart sich, dass er eine Maschine ist, die sich klug den Wind zunutze macht, um über den Köpfen der Menschen zu fliegen. So stellt sich heraus, dass das seit Jahren in meiner Erinnerung aufbewahrte Zeichensystem *Banca Cattolica* jedem anderen System ebenbürtig ist, das sich ebenfalls aus einem Substantiv und einem Adjektiv zusammensetzt und die Absicht hat, eine Botschaft zu übermitteln. *Cassa rurale* ist ein ähnliches Zeichensystem. Aber bei genauerem Hinsehen bewegt sich die Sprache der beiden Aufschriften auf zwei verschiedenen Ebenen. Bei der Sprache von *Banca Cattolica* handelt es sich um eine Sekundärsprache oder, wie es die Linguisten besser als ich sagen, um eine Metasprache; bei der Sprache von *Cassa rurale* hingegen handelt es sich um eine Objektsprache – auch wenn dem unschuldigen Verweis auf die Feldarbeit eine Intention zugrunde liegt, die weniger poetisch ist, als sie auf den ersten Blick erscheinen mag. Um mich deutlicher auszudrücken, werde ich als Beispiel ein drittes System heranziehen. Man mag mir entgegenhalten, dass die Sache damit ins Lächerliche gezogen wird, aber wenn, dann nur für die, die nicht an die „Neutralität der Wissenschaft“ glauben.

Untersuchen wir also die Objektsprache von „Pferdefleischhauerei“.

Es ist ein heller Tag Ende März. Vor dem Laden, genau unter dem Schild, steht der Lehrjunge und genießt den Sonnenuntergang. Er trägt eine weiße Schürze und hat ein rotes Gesicht. Auf die Frage, worin seine Tätigkeit denn bestünde, würde er antworten: „Ja, wir sind eine Pferdefleischhauerei, wir schlachten nur Pferde.“ Seine Sprache – wie auch die des Firmenschildes wäre in diesem Fall rein pragmatisch, das heißt eng mit dem Objekt seiner Arbeit, beziehungsweise mit dem jungen lahmen Fohlen, das den Gnadenschuss erhalten soll, verbunden. Im Fall der *Banca Cattolica* könnte der Bankdirektor jedoch nicht auf dieselbe Frage antworten: „Ja, wir sind eine katholische Bank.“ Punktum. Und nicht, weil er aufgrund seiner semiologischen Kenntnisse versuchte, der Frage aus dem Weg zu gehen, sondern weil er sich möglicherweise das Problem noch nie gestellt hat. Und wenn doch, hat er die Lösung gewiss auf den

Sanktnimmerleinstag verschoben. Der junge Fleischhauer gibt eine Erklärung ab, offenbart einen Sinn, wenn er sagt, dass er Pferdefleisch bearbeitet, der Bankdirektor hingegen nicht. Die Antwort, es handele sich um eine katholische Bank, wäre bloß eine Tautologie; er hätte damit nur wiederholt, was ich bereits gelesen und – wenn auch spät – verstanden hatte. Und das aus dem einfachen Grund, weil er nicht antworten hätte können: „Das Geld, mit dem unsere Bank arbeitet, ist katholisch.“ Wir könnten also (auch wenn es sich dabei nicht um Fachterminologie handelt) sagen, dass das Verhältnis des Fleischhauers zum Pferd, das er tötet, transitiv ist, während das Verhältnis des Bankdirektors zum Geld, mit dem er zu tun hat, intransitiv ist. Fassen wir zusammen: der Ausdruck „Banca Cattolica“ ist Metasprache, weil er die eventuelle Katholizität der Bank behauptet, während der Ausdruck Pferdefleischhauerei Objektsprache ist, weil sie das Objekt, beziehungsweise das Pferdefleisch direkt bearbeitet. Die Metasprache hingegen ist ein linguistisches System, das es uns erlaubt, bereits festgelegte und organisierte, also bereits zu einem Begriff kondensierte Sprachstrukturen zu analysieren. In diesem Fall fordert uns die Metasprache von *Banca Cattolica* auf, den Begriff „katholisch“ zu analysieren. Soweit ich weiß, ist der Begriff katholisch (der im Griechischen universal bedeutet) sowohl als Adjektiv als auch als Substantiv immer mit der christlichen Religion verbunden. Man sagt „die Katholiken“, um einen Teil der christlichen Glaubensgemeinschaft zu bezeichnen, oder „katholischer Glaube“ oder „katholisches Dogma“. Auch ein König, Ferdinand von Spanien, hat sich einmal als „der Katholische“ bezeichnet. Katholische Kirche bedeutet also universale Kirche, Gemeinschaft der Gläubigen, die die Lehre Christi bewahren und verbreiten. Aber warum, wann und aufgrund von wessen Entscheidung kann eine Bank sich als katholisch bezeichnen? Und schon beginnt der Ausdruck „Banca Cattolica“ zu gären, sich als „Schatten“, als parasitäre Bedeutung auf die Dinge zu legen, mit einem Wort, zu einer Ultrabedeutung zu werden; sich als mythisches Wort zu etablieren, das aufgrund seiner Doppeldeutigkeit fasziniert (tatsächlich „verlangt es wie die Form keinerlei Reflexion“).

Roland Barthes, der mit göttlicher Leichtigkeit Alltagsmythen analysiert hat, würde sagen, dass das Substantiv „Banca“ und das Adjektiv „cattolica“ „miteinander Versteck spielen“. Keiner der beiden Begriffe möchte alleine auftreten, während sie sich im Verbund als etwas anderes darstellen. „Wie das mythische Wort entscheiden sie sich nicht für den Begriff, sondern für die Form.“

Aber manchmal verdunkelt die Form eines Sprachsystems den Sinn auf noch viel eindeutiger Weise. Das IOR zum Beispiel ist das Bankinstitut der *Città del Vaticano*. Die drei Großbuchstaben (mit Punkten dazwischen oder auch nicht) stellen sich dem ahnungslosen Bürger wie eine kompakte Form dar: eine Form, die, wenn sie ausgesprochen wird, einen Klang hat, der seinerseits wieder ein Bild hervorruft: das Fließen von Wasser zum Beispiel (auf einer ganz konkreten und persönlichen Ebene). Wenn man die Buchstaben hingegen entziffert, entpuppen sie sich als Initialen eines sprachlichen Systems, das wie alle sprachlichen Systeme einen Sinn hat und eine Botschaft übermittelt. IOR bedeutet *Istituto Opere Religiose* (Institut für Religiöse Werke).

Schwer zu sagen, was sich ein Bankkunde dazu denkt; wir hier könnten allerdings die Vermutung anstellen, dass diese Bank mit dem ausdrücklichen Ziel gegründet wurde, Werke zu befürworten, die mit den religiösen Prinzipien vereinbar sind, auf die ihr Name anspielt. In diesem Fall wäre IOR allerdings ein „intermediäres“ sprachliches System. Tatsächlich lässt sich sein Sinn „einziehen“, denn aufgrund einer Form von Scham, die sehr der Reue ähnelt, schließt sich der „ausgebreitete“ Sinn der Buchstaben, so wie sich die Blütenblätter gewisser exotischer Blumen schließen, wenn man sie berührt. Mit einem Wort, im Vergleich mit *Banca Cattolica* und Pferdefleischhauerei – die beide betuernden Charakter haben – befindet sich das IOR in einer Mittelposition, in einem Zustand sprachlicher Verlegenheit.

Man sagt, der Traum stelle die Verwirklichung eines Wunsches dar. Kann es sich dabei auch um einen Wunsch handeln, den man ein ganzes Leben lang hat?

Ich bin gerade dabei, eine große Radierung fertigzustellen, und seit Tagen schmerzt mich der Rücken. Dennoch freue ich mich schon darauf, am nächsten Tag im Morgengrauen zu der Platte hinzutreten und sie wiederzuerkennen. Nach einer ganzen Nacht im Säurebad wird sie lauwarm und umnebelt sein, so wie sich die Erde Gagarin darstellte. Ich werde sofort die Fenster öffnen. Dann werde ich mit dem Federkiel die unzähligen Bläschen entfernen, und dann werde ich mich darüber beugen und den Atem anhalten; ich werde die Nadel in eine Rille stecken und erst locker lassen, wenn ich festgestellt habe, wie tief sie ist. Als ich das Licht im Atelier ausmache, ist es neun Uhr. Ich trete auf die Wiese hinaus, um ein wenig Luft zu schnappen. Ich sehe, wie sich von Westen, wo sich der Widerschein einer unbeschreiblichen Farbe hält, ein Flugzeug nähert, im Steigflug, um die Alpen zu überqueren. Man hört es nicht einmal, es bewegt sich über den Himmel wie ein Glühwürmchen aus vergangenen Zeiten. Ich gehe ins Haus zurück und steige in mein Schlafzimmer hinauf. Ich lege mich ins Bett, und wie immer drehe ich mit ausgestrecktem Arm das Radio auf. Es geht um den hl. Paulus. Das heißt, er spricht in erster Person: „Nun aber, liebe Brüder, wenn ich zu euch käme und redete in Zungen, was würde ich euch nützen, wenn ich nicht mit euch redete in Worten der Offenbarung oder der Erkenntnis oder der Prophetie oder der Lehre? ... Darum, liebe Brüder, bemüht euch um die prophetische Rede und wehrt nicht der Zungenrede. Lasst aber alles ehrbar und ordentlich zugehen.“

Ich weiß, das ist der Erste Brief an die Korinther. Ich weiß auch, dass mich die Worte des Paulus an jemanden erinnern, und ich denke sogar an diese Person, während ich mich zudecke, um einzuschlafen.

Aber da beginnt der Kinderchor wieder zu singen.

Das jiddische Volkslied ist etwas ganz Seltsames: sowohl der Rhythmus, als auch die Musik sind immer unvorhersehbar. Aus dem Schrecken und dem Traum hervorgegangen, öffnet es in gleicher Weise herzerreißende Himmel über Polen und Israel. Da fällt mir Berlin ein: die U-Bahnstation Friedrichstraße. „Wir sehen uns morgen“, sagt sie zu mir. Es ist früh am Morgen. Es fahren keine Auto-

busse mehr, und ich vertraue Dorith zwei Polizisten an, damit sie sie in irgendeinen öffentlichen Schlafsaal am Ende der Leninallee bringen. „Wir treffen uns um zehn beim Ausgang der U-Bahn ...“

Ich hatte sie zwar erst vor wenigen Stunden kennengelernt, aber schon sang sie mir die jiddischen Lieder vor, die sie von ihrer Mutter gelernt hatte. Auf dem Foto war ihre Mutter so blond wie sie, mit hellen traurigen Augen, genauso wie sie.

In einem mit Trümmern vollgeräumten Hof, zwischen fensterlosen Mauern, durch die der Lärm der Allee Unter den Linden nur stoßweise hereindrang, sang sie gerührt die Lieder, die ihr ihre Mutter beigebracht hatte. Am Ausgang der U-Bahnstation Friedrichstraße ... Ja, wirklich? Auf der Uhr der Station ist es zehn nach elf. Ich warte noch ein Weilchen, aber in diesem Chaos ist alles möglich, vielleicht habe ich sie sogar verpasst. Aber dann resigniere ich und bleibe einfach stehen und warte. Und beobachte neugierig den glücklichen Gesichtsausdruck der jungen Menschen, die Arm in Arm aus der U-Bahnstation kommen und Kokarden, Blumen und Halstücher mit Picassos Taube tragen.

Einen Augenblick lang war mir, als hätte ich Davide gesehen oder zumindest jemand, der ihm ähnelt. Ich werfe noch einmal einen Blick auf die Uhr: es ist halb zwölf. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Wenn ich gehe, werde ich sie nie mehr wieder sehen, daran besteht kein Zweifel. Ich weiß nicht einmal ihre Adresse. Ich weiß nur, dass sie mit dem Tel Aviver Universitätschor nach Berlin gekommen ist. Auf den Zeitungen in der Trafik gleich daneben lese ich die Schlagzeilen; es ist noch immer vom Korea-Krieg die Rede. Aber ich darf mich nicht ablenken lassen, denn aus der U-Bahnstation strömen nach wie vor Unmengen von jungen Menschen mit aufgerissenen Augen und seligem Lächeln. „Hallo“, sagt da plötzlich jemand zu mir, „ich bin Gillo, erinnerst du dich? Wir haben uns gestern auf der Spreebrücke getroffen. Du warst mit einem wunderbaren Mädchen unterwegs. Siehst du sie noch mal?“ „Vielleicht, keine Ahnung“, antworte ich. Und er geht, während ich nervös und enttäuscht stehenbleibe. „Tembel“, hatte sie zu mir gesagt, und mir war gewesen, als hätten die Worte ganz zärtlich geklungen, aber eben nur geklungen.

Um halb eins beschloss ich zu gehen. So lange hatte ich noch nie zuvor in meinem Leben gewartet. Um doch noch ein wenig bleiben zu können, ohne dass es peinlich ist, rücke ich die Zeitung zurecht, die ich unter dem Leibchen trage, um mich vor der Kälte zu schützen. Und während ich an sie denke, überlege ich mir, was es heißt, weit weg zu sein. Jetzt gehe ich, sage ich mir zum allerletzten Mal. Doch als ich mich in Bewegung setze, sehe ich in der Menge ein Mädchen, das mir lächelnd entgegenkommt. Sie trägt ein kurzärmeliges geblümtes Kleid, und auf ihren Lippen liegt das natürlichste Lächeln der Welt. Sie küsst mich auf den Mund und sagt noch einmal: „Tem-bel“. Dann hängt sie sich bei mir ein.

Ich höre ein jiddisches Volkslied mit ukrainischen Anklängen. Ein Resultat der Diaspora, nicht der angeblichen Vermischung der Rassen. Oder vielleicht doch, aber stets mit der Sehnsucht nach einer Welt, die es nie gegeben hat. Jetzt verebben die Klänge allmählich, so wie am Abend die Stimmen der Kinder verebben, und man könnte es für ein Lied aus der Dnjepr-Steppe halten. Das sind die einzigen Melodien auf der Welt, die einem ein Gefühl von Weite vermitteln. Die Stimmen kommen aus großer Entfernung. Zuerst sind sie zart und rhythmisch, Klänge ohne Bedeutung, reines Rauschen; aber dann übertönen sie alles am Himmel und brechen herein wie ein Hurrikan. Auch die verzögerte Abfolge von Sinn und Klang, sage ich mir, reicht nicht aus, um diese Explosion von Sinn zu erklären. Worauf die Klänge allmählich im Wind zerbröseln und sich wie Schritte auf einer nächtlichen Straße verlieren, dort, wo von uns aus gesehen niemand ist. Aus diesem Grund rühren mich die Gesichter von Chorsängern: weil ihre Augen in einem undefinierbaren Anderswo verweilen. Und ich lasse die Kinder singen, während ich mich in Embryostellung auf die Seite lege, um zu schlafen.

Ich befinde mich in der Werkstätte, wo die Tischlerbank meines Vaters steht. Die er selbst gezimmert hat, oder vielleicht auch sein Vater, ich erinnere mich nicht. Ich habe eine ungefähr einmal ein Meter große Schüssel für das Säurebad vorbereitet. Sie ist aus Eichenholz. Der Alte hilft mir dabei, die eben erst bearbeitete Platte herauszuheben. Irgendjemand hat Rillen in sie gegraben, aber gewiss

nicht ich. Wir betrachten sie gemeinsam im Licht der Lampe (er mit etwas besorgtem Ausdruck). Ich sehe eine Art Wappen mit ineinander verschlungenen Bändern und darunter eine Reihe von winzigen, unleserlichen Großbuchstaben. Die Platte glänzt, sie könnte aus Messing oder Kupfer sein und weist an den vier Ecken kleine Löcher auf. Keine Ahnung, von wem die Radierung stammt. Mein Vater sieht mich fragend an, und dann fordert er mich mit einer Geste auf, die Platte auf die Bank zu legen. Er nimmt den Teer, wirft mir über den Rand der Brillengläser noch einen Blick zu und beginnt dann mit dem Pinsel einige vorstehende Buchstaben zu übermalen: der Reihe nach, sorgfältig. Und während ich ihm zusehe, als würde ich meinem Vater zusehen, wie er sich im Grab bewegt, sinkt der Teer in die Rillen ein, die ihn eindämmen. Er stockt und trocknet. Dann räumt er wie immer auf und wäscht sich sorgfältig die Hände, und schließlich beugt er sich über das kleine Becken, als gäbe es dort etwas zu entdecken. Ich glaube, er weiß, dass man die Platte erst ins Säurebad legen kann, wenn der Teer opak und hart geworden ist. Und das tut er schließlich auch, ohne mich um Hilfe zu bitten. Dann gehen wir zu Bett. Das heißt, ich weiß nicht wirklich, ob auch er zu Bett geht. Vielleicht sitzt er auch noch in der Küche und denkt nach. Als ich am nächsten Morgen aufstehe, beugt sich mein Vater bereits über die Platte, um nachzusehen, wie tief die Rillen sind. Auch er nimmt dazu die Nadel. Die Bläschen hingegen entfernt er mit dem Federkiel: eines, zwei, drei, bis der Säuredampf ihm den Atem raubt. Da stellt er sich ans Fenster und tut so, als würde er den Himmel betrachten. Hin und wieder blickt er mich an, aber so, als ob er mich nicht sehen würde, und ich habe meinerseits Angst, ihn aus diesem schlafwandlersichen Zustand zu wecken. Und so fährt er mit seiner Arbeit fort, als ob seine Gesten die Zeit messen würden. Er gießt Säure in ein großes Glasgefäß und hebt die Platte mithilfe zweier Klammern hoch. Ich existiere gar nicht mehr für ihn. Jetzt ist er fertig. Das erkenne ich an den Falten am Rand seines Mundes, die nur ich entziffern kann. Er wirkt nun etwas entspannter, wenn auch noch immer ein wenig besorgt, aus Gründen, die nicht einmal ihm selbst bekannt sind. Die Platte liegt noch immer auf dem Tisch,

vorsorglich mit Zeitungen bedeckt. Mein Vater nimmt die Flasche und gießt etwas Harz über die mit Säure behandelte Oberfläche. Dann reinigt er sie. Und die Buchstaben in der Mitte beginnen zu strahlen wie eine Sonne in einem Meer von Finsternis. Aber jetzt stehe ich hinter meinem Vater, beinahe, als ob ich sein Schatten wäre. Er könnte die Platte sogar mithilfe meiner Hände heben und sie wie einen Spiegel vor dem Fenster aufstellen. Und so bin ich nicht länger sein Schatten, sondern in seinen Augen, und mit den Gehirnhälften meines Linkshändergehirns sehe ich die Form von

BANCO ESPIRITO SANTO I COMERCIAL DE LISBOA.

Im Archontenchor ist „Banco“ verschwunden, und auch „Comercial“. Alles was vor und nach „Spirito“ war, ist ins Chaos zurückgekehrt.